



Glanzvoll saniert: Tonhalle Zürich.

## Klassik Rundum geglückt Manuel Brug

**Tonhalle Zürich:** Neueröffnung mit Mahlers 3. Sinfonie.

«Projekt Naturbett». So hätte man mit ein wenig Humor, nicht eben eine helvetische Haupteigenschaft, auch ironisch das Unterfangen beschreiben können, das sich in den letzten vier Jahren am Ufer des Zürichsees an einer der teuersten Citylagen der Welt ereignet hat.

Denn damals stimmten drei Viertel der Stadtbevölkerung für eine Renovierung von Kongresshaus und Tonhalle, lange Zeit ein ziemlich vernachlässigtes, schwarzes Architekturloch in Bestlage. Kongresshaus und Tonhalle – in Zürich ist das untrennbar miteinander verbunden, nicht nur bautechnisch. Und deshalb wird jetzt, hinter einer cremefarbenen Gardine, eine Esoterikmesse im Kongresssaal aufgebaut, wo es auch den besagten «Projekt Naturbett»-Stand gibt. Während gleichzeitig im Seefoyer nebenan der Rosé-Sekt für den allgemeinen Schlummertrunk nach neunzig Minuten dichtestem Mahler zur Wiedereröffnung des glanzvoll sanierten Musiktempels perlt.

In der Schweiz liegen Kunst und Kommerz bisweilen sehr nah beieinander, das weiss auch

Ilona Schmiel. Die toughe Norddeutsche, die seit 2014 dem 1868 gegründeten Tonhalle-Orchester vorsteht, das in der Tonhalle nur Hauptmieter ist, muss 50 Prozent ihres Budgets selbst einspielen. Das ist viel für ein Kulturorchester.

Aber sie hat nicht nur den Umzug, auch den geistigen, von Orchester und Publikum in die in einer alten Industriestätte neu errichtete Tonhalle Maag sehr gut gemeistert. Sie hat auch mit dem seit 2019 amtierenden Chefdirigenten Paavo Järvi einen der besten Orchestererzieher der Welt ans Seeufer gezogen. Beide wurden natürlich schnell von der Pandemie ausgebremst.

Jetzt aber hat es Paavo Järvi so richtig schön krachen lassen – mit Mahlers pantheistisch sich plusterndem Riesenkoloss der 3. Sinfonie, der

*Man fällt als Hörer förmlich hinein, in einen weichen, plastischen, natürlichen, obertonreichen Klang.*

hart und zart, laut und sehr fein sein kann, mit Knaben-Bimbam und Nietzsche-Mezzo-Dämmer, mit weit weg aus dem Treppenhaus leuchtendem Posthornsolo und Wunderhorn-Liedwitz. Und er geht an und über die Grenzen, 163 Mitwirkende fallen fast vom vollgequetschten Podium, vor maskiertem Publikum im zu 100 Prozent ausgelasteten Saal mit 1500 Sitzplätzen.

Gross denken, mit einem Paukenschlag starten – das ist im aktuellen Corona-Aufatmen die richtige Strategie. Die Kultur, besonders der

Klassikbetrieb, muss nicht nur neu anfangen, sondern sich auch in vielem neu erfinden. Muss diverser, durchlässiger, nachhaltiger werden. Zunächst einmal muss aber das immer noch schreckhafte Publikum zurückkommen.

In Zürich reagieren sie darauf, indem auch weiterhin Konzerte keine Pause haben werden, dafür danach zum Austausch mit Musikern, Solisten und Dirigenten geladen wird. So soll das in der Maaghalle deutlich verjüngte Publikum auch an den See gelockt werden. Und man hat jetzt endlich die baulichen Voraussetzungen dafür. Denn drei von vier historischen Säuren, die auch inhaltlich die Spielzeit bestimmen sollen, sind am Gebäude selbst abzulesen.

1895 wurde hinter dem schnörkeligen Show-Restaurant «Trocadéro» der neue Konzertsaal eröffnet. Und wie schon beim Stadttheater schräg vis-à-vis über den See, das heute das Opernhaus ist, kam der damals europaweit erfolgreichste Kulturbauten-Manufakturbetrieb zum Zug, das Wiener Architektenduo Fellner & Helmer, im festlich-schlichten Neorenaissancestil.

Das «Trocadéro» wurde 1939 für die Landesausstellung abgerissen. Die Tonhalle und ihr Kleiner Saal wurden für die Neubauten der Kongresshalle beschnitten, die Restfassaden verschalt. Die Üppigkeit innen hat man vielfach grau übermalt, das überstand auch die grosse Renovierung von 1985, die immer neue, stilistisch hässliche Details in den Komplex brachte.

Abriss oder Renovation, das war schliesslich die Frage, denn die Substanz war irgendwann marode. Man hat renoviert. Und wie schön!

Schlanke 170 Millionen Franken hat es gekostet. Das Verbrechen des Panorama-Saals, der den unbezahlbaren Seeblick versperrte, wurde beseitigt, dort steht jetzt ein schicker Restaurant-Pavillon. Die auf der zum Ufer abfallenden Treppe im Sommer ihren Apéro Schlürfenden sind bereits zu erahnen.

Man wandelt jetzt frohgestimmt zwanglos zwischen 1895 und 1937: hier Goldluster und Marmorsäulen in schimmerndem Halbdunkel, dort Rauten-Sgraffiti, asymmetrische Fliesen und Dschungelpflanzen-Glashaus. Das alles hat nun, mit ganz wenigen Verweisen auf das 21. Jahrhundert, Tonhalle-Stempel und -Siegel. Es ist so originär wie originell.

Die Tonhalle war immer schon einer der akustisch optimalen Konzertsäle, trotz ihrer vergleichsweise kleinen Kubatur, Nun wurde sie von den bewährten Münchner Ton-Couturiers Müller-BBM noch einmal poliert. Das Podium ist 20 Zentimeter niedriger und – alles ist edelste Zimmermannsarbeit – komplett mit schwingendem Holzparkett unterlegt.

So tönt das eben anders, dunkler, ehrlicher als viele der neuen, glasklar computerberechneten Säle. «Projekt Naturbett» eben.



Schüchtern hinter dem Visier der Arroganz: Fahrer-Legende Schumacher.

## Film Das letzte Rennen

Michael Bahnerth

Schumacher (D, 2021): Dokumentarfilm von Vanessa Nöcker, Michael Wech, Hans-Bruno Kammertöns. Netflix.

Er war der Beste seiner Zeit, der Schnellste, der Umstrittenste: Michael Schumacher. Eine eindrückliche Dokumentation fährt seinem Leben entlang, vorbei an Siegen und Niederlagen, beantwortet viele Fragen, nur die eine nicht: Wie viel Leben kurvt noch durch sein Hirn? Sogar

Hoffnung kann ein Drama sein. Weil sie zuletzt stirbt, oder auch nie, weil sie lebendig bleibt, auch wenn sie sich nach Tod anfühlt. Der 29. Dezember 2013 war im französischen Skiort Méribel ein sonniger Tag. Der ehemalige Rennfahrer Michael Schumacher ging Ski fahren, obwohl der Schnee nicht optimal war, wie er sagte, und er überlegte, ob er nicht besser in seinen Privatjet steigen, nach Dubai fliegen und dort Fallschirmspringen sollte.

Er fuhr zwischen den Pisten Biche und Chamois, einer blauen und einer roten, in einem sanften Tiefschnee, es ist nur ein kurzes Stück Gefälle, durchsetzt von ein paar Felsen und Steinen, das an seinem Ende wieder in die Pisten mündet. Schumacher fuhr los, nahm Tempo auf, begann seine Schwünge, blieb an einem Stein hängen, fiel mit dem Kopf auf einen anderen, erlitt ein schweres Schädel-Hirn-Trauma, und seit dieser letzten Kurve ist bei der Familie Schumacher die Hoffnung lebendiger als Michael selbst.

Seit letzter Woche lebt er ein wenig auf, nicht physisch, sondern in einer grossartigen, fast zweistündigen Dokumentation auf Netflix. Sie ist eine Hommage an sein Wirken als einer der besten Rennfahrer, die je durch diese Welt brausten. Es ist ein Leben mit unzähligen Siegen und nur einer nicht enden wollenden Niederlage.

Ganz am Schluss der Doku kommt sein Sohn Mick, inzwischen ebenfalls Formel-1-Pilot, zu Wort. Sitzt da in schwarzem T-Shirt und mit blonden Haaren, ein junges, durchtrainiertes Leben, das wie unsterblich scheint, aber spricht wie ein Motor, der immer wieder aussetzt. Er stellt sich vor, wie es wäre, wenn er mit seinem Vater sprechen könnte über die Kunst womöglich, einen F-1-Boliden im Grenzbereich zu beherrschen, über das Einssein mit dem Fahrzeug, vielleicht auch über den Tod, der mitfährt, und ohne den das Gefühl des gesteigerten Lebens, das man hat, wenn man mit aberwitzigen 240 Stundenkilometern durch eine langgezogene Kurve fliegt, ohne den Boden zu verlassen, nicht auf Touren kommt. «Es wäre . . . so cool», sagt er – und nach einer Pause: «Ich würde alles aufgeben dafür.»

Das Geheimnis um den Gesundheitszustand jenes Mannes, der ein liebenswerter Mensch war, wenn er keinen Helm und Rennanzug trug, und ein rücksichtsloser, wenn er einen Rennwagen fuhr, der seine Schüchternheit hinter einem Visier des Arroganten verbarg, der auf den Pisten Gegner abschoss, um nicht zu verlieren, und später gemeinsam mit einigen von ihnen Bacardi-Cola trank, Karaoke sang – immer Sinatras «I did it my way» – und Zigarren rauchte, bleibt weiter.

Man weiss jetzt nur, dass er nicht sprechen kann, offenbar. Mehr nicht. Da liegt eine unsterbliche Legende, ein bisschen noch am Leben. Jeder Tag sind Kurven auf einem Cir-



cuit, der keine Rundenzahl kennt, vielleicht nicht einmal einen Zielstrich. Seine Frau Corinna sagt: «Er hat uns immer beschützt. Jetzt beschützen wir Michael.»

Die Doku ist eine Fahrt durch sein Leben und eine Annäherung an seine Kunst, in den Grenzbereichen der Physik einen Rennwagen so zu beherrschen wie kein anderer. Er war der Mozart der Geschwindigkeit. Es ist auch das Porträt eines Mannes, von dem der ehemalige Rennfahrer Mark Webber sagt, dass Schumacher einen fast paranoiden Hang zur Perfektion gehabt habe. Schumachers Grundzustand des Seins hing stets von der Tauglichkeit seines Rennautos ab.

Nachdem er schon zweimal als junger Mann mit Benetton Weltmeister geworden war, wechselte er zu Ferrari, das den andern Boliden und seiner eigenen Legende nur noch hinterherfuhr. Er entwickelte die lahme rote Ente mit einer pausenlosen manischen Akribie, manchmal konnte er schneller zu Fuss gehen, als der Ferrari fuhr, aber ab 2000 war das Auto wie Schumacher, ziemlich perfekt, und er wurde mit der Scuderia noch fünfmal Weltmeister und zu einem Halbgott.

Unvergessen seine Duelle mit Senna, Prost, Mansell, mit Hill, Villeneuve, Häkkinen. Unvergessen seine unvergesslichsten Runden, als er fuhr wie von einem anderen Stern, wie ein Gott unter Sterblichen. 1996 in Barcelona in einem lausigen Ferrari, es regnete in Strömen, und ein schlechtes Auto ist auch im Regen schlecht, aber Schumi fuhr, als ob die Piste trocken sei. Oder 1998 in Spa, ebenfalls bei nasser Strecke, als er Coulthard überrunden wollte, der auf der Ideallinie vor sich hinschlich. In der Gischt sah ihn Schumacher nicht, dachte, der sei im Irgendwo neben der Ideallinie, fuhr auf Coulthards Hinterrad und verlor sein rechtes Vorderrad. Was dann folgte, war eine Sternstunde. Schumacher war auf drei Rädern immer noch schneller als Coulthard auf vier. Michael Schumacher: In 21 Jahren Formel 1 307 Starts, 91 Siege, 155 Podestplätze, 68 Poles, 77 schnellste Runden, ein Beinbruch. Und ein fataler Fehler beim Skifahren. Jenem, dem alles gegeben wurde, wurde alles genommen, und man weiss nicht, ob er noch fähig ist, Hoffnung zu verspüren.

## Theater

# Prügel für die Herren der Schöpfung

Thomas Würdehoff

**Kurze Interviews mit fiesen Männern:** Nach David Foster Wallace. Schauspielhaus Zürich.

**Der Besuch der alten Dame:** Von Friedrich Dürrenmatt. Schauspielhaus Zürich.

Um es gleich vorwegzunehmen: Der Skandal ist ausgefallen. Und es war gewarnt worden: Frühempörte, Angsterfüllte, Medien und das Schauspielhaus selbst hatten in unterschiedlichen Tonlagen darauf hingewiesen, dass es bei der inszenierten Textsammlung «Kurze Interviews mit fiesen Männern» nach David Foster Wallace zu explizitem Live-Sex und «verbaler Gewalt» kommen würde. Zu sehen war dann schliesslich Theater, das den Versuch unternahm, seine ästhetischen Möglichkeiten auszureizen, um nach der Erstarrung der pandemischen Monate wieder mal echte Relevanz zu spüren. «Netflix ödet irgendwann auch an», hatte Intendant Nicolas Stemann in einem Interview genörgelt. «Theater dagegen ist in jeder einzelnen Aufführung einmalig – und ein Fest.» Dieser Satz machte Hoffnung auf saftiges Theater.

Schon vor Beginn der Veranstaltung im Zürcher Schiffbau geht die Inszenierung in die Vollen. Betreten wird der Zuschauerraum über die Hinterbühne und die rückwärtige Ansicht eines Settings irgendwo zwischen Hotel-Flur und Ladenlokal. Männer liegen wie leblos auf dem Gang, einen von ihnen mit quitten-gelbem Cowboyhut und einer orange leuchtenden Plastikpistole hat es wohl beim Heraus-kriechen aus einer Lüftungsanlage irgendwie erwischt. Ein Schaufenster gibt den Blick frei auf ein nacktes Paar, das sich in Liebesakrobatik übt. Gerade ist der Mann dabei, sich den Scham-lippen seiner Partnerin zuzuwenden. Die beiden versehen ihren Job mit Hingabe und Um-sicht. Doch Frauen, Männer, Betagte und Youngster (der Besuch der Vorstellung ist erst ab 18 Jahren gestattet) werfen beim Betreten des Theaters im Vorübergehen allenfalls einen bei-läufigen Blick auf das Gerammel und flanieren dann plaudernd zu ihren Plätzen.

Sicherlich spielt bei dieser Gelassenheit auch Scham eine Rolle – ein Mindestmass an Wohl-anständigkeit muss auch die abgebrühteste Abonnentin wahren. Doch auch den bereits im Saal Sitzenden entfährt nicht mal der Ansatz eines gereizten Kommentars. Schliesslich ist, was man dort im Kämmerlein sehen kann, halt auch nur Theater. Der Koitus hinter Glas bleibt immer Inszenierung – eine Inszenierung, die ohnehin keinen Tabubruch mehr darstellt.



Hoffnung auf saftiges Theater: «Kurze Interviews mit fiesen Männern».

Eigentlich geht es ja an diesem Abend um das verstümmelte Verhältnis von Männern zu Frauen, um das unlösbare Problem, das Männer mit den Ansprüchen, die sie an sich selbst stellen, haben, ihr bizarres Scheitern an der Frau und am Missverstehen weiblicher Sexualität.

Schon zu Beginn des Abends konnte man erwarten, dass es hier um den «fiesen» Mann ging, kurz, dass es Prügel für die Herren der Schöpfung setzen würde. Die Männer in diesen Texten von Wallace sind aber nicht unbedingt aktiv «fies» – sie mögen befremdlich oder auch abstossend in ihrer Ahnungslosigkeit und Hilfslosigkeit wirken, doch an diesem Abend, der

*Bisweilen rattern gerade auch die satirischen Szenen in kreischendem Comic-Aktionismus ins Leere.*

von der lettisch-amerikanischen Regisseurin Yana Ross in Szene gesetzt wurde, sind sie auch immer Opfer ihrer verquerten gesellschaftlichen Disposition. Verzweifelte Männer auf tragisch-grotesken Holzwegen.

Das ist oft beeindruckend, weil das Ensemble bewunderungswürdig beweglich im Rollen-

Switch agiert (Michael Neuenschwander kreiert dabei eine schier unaushaltbare Intensität), bisweilen aber rattern gerade auch die satirischen Szenen in kreischendem Comic-Aktionismus ins Leere. Irgendwann fühlt man sich wie beim Zappen vor dem heimischen TV: Denn bei den «Kurzen Interviews» werden nur Schlaglichter auf Männer und Frauen geworfen. Individuelle Figuren ergeben sich daraus nicht, nur in Fetzen präsentierte Verhaltensweisen, die sich jeder und jede anders zusammensetzen kann.

**«Alte Dame» als Zwei-Personen-Stück**

Anders und doch ähnlich geht der Hausherr mit seiner Inszenierung des «Besuchs der alten Dame», immerhin ein 65 Jahre altes Schlachtross des Theaters, ein paar Tage später ans Werk. Dort wird zwar die Textfassung des Autors integral aufgeführt, doch geistern die Figuren von Dürrenmatts Tragikomödie einzig zwischen Sebastian Rudolph und Patrycia Ziółkowska hin und her.

Die Sätze von Claire Zachanassian liegen mal bei ihr, mal bei ihm, mit Alfred Ill und allen weiteren Rollen spielen die beiden Schauspieler ein brillantes Pingpong – durchsetzt mit geistesgegenwärtigen und manchmal wit-

zigen Impromptus mit dem Publikum. Chapeau dafür! Das ist zunächst ungewöhnlich zu erleben, nicht ohne Reiz, denn die Konzentration bewegt sich plötzlich auf ungewohnten Pfaden.

Doch auch hier: Irgendwann nach einer Stunde hat man das Prinzip intus. Man möchte dann nicht nur eine grelle Aktion oder scharfkantige Fragmente ausschnittsweise erleben – immer mehr sehnt man sich nach lebensgrossen Figuren, deren Biografie beleuchtet und mit all ihren Widersprüchen erzählt wird. Die man hassen kann. Die man lieben kann. Deren Fehler und Dummheiten bewegen.

Für diese Geschichten wünscht man dem Theater heissblütige Kontakte zu Autorinnen, Dramatikern und Leuten, die, wie etwa Dürrenmatt, Sibylle Berg, Richard Nelson und viele andere, auch mal fette Storys erzählen.

So prall, wie sie manchmal auch bei Netflix zu sehen sind.

## Politik

### Ein schöner Land

Benjamin Bögli

Wahlkampfvideos der deutschen Parteien.  
Auf Youtube abrufbar.

«Equalizer»-Effekt — Die kleinste der vier grössten Parteien macht mit dem optisch ausgefallensten Spot Wahlkampf. Als stünde Gangsta-Filmer Antoine Fuqua, der mit «The Equalizer» Kasse machte, hinter der Kamera, inszeniert die FDP ihren Chef Christian Lindner in einem visuellen Stakkato, das Dynamik erzeugen soll – und dazu noch in Schwarzweiss. Der Slogan «Nie gab es mehr zu tun» stimmt zwar eindeutig nicht, vermittelt aber die «Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt»-Botschaft der Partei auf griffige Weise.

Ken-Loach-Ernsthaftigkeit — «Mein Vater war Bergmann», begrüsst Parteichef und CDU-Kanzlerkandidat Armin Laschet die Wählerschaft. Er will damit nicht etwa sagen, dass sein alter Herr die schwedische Regielegende Ingmar Bergman war, sondern, dass er einer ist, der von unten kommt. Seine hochseriöse No-Bullshit-Attitüde erinnert etwas an den britischen Sozialfilmer Ken Loach, der sich stets und nicht ganz ohne Pathos mit der Arbeiterschaft solidarisiert. «Deutschland gemeinsam machen», lautet Laschets rätselhaftes Wahlmotto – gemacht ist sein Land ja eigentlich schon.

«Good Bye, Lenin!»-Kopie — Die Linke versucht es auf die originelle Art. Die fünftgrösste Partei verdreht die Idee des Filmhits «Good Bye, Lenin!» und zeigt einen leicht verwirrten

Progressiven, der die sechzehn Merkel-Jahre verpasst hat und überrascht feststellt, dass die «Schere zwischen Arm und Reich» immer noch besteht, sein Land nach wie vor Waffenexporte tätigt und Hartz IV noch aktuell ist. «Sechzehn Jahre: genug Zeit verloren. Macht das Land gerecht», heisst es schliesslich. Die Partei fordert in ihrem perfekt getimten Wahlspot, wie es sich für sie gehört, mehr Leninismus.

«Lost in Translation» — Die SPD und ihr Kanzlerkandidat auf der Überholspur, Olaf Scholz, werben auf sanfte Weise. Es ist der stillste Wahlspot, und er greift die Atmosphäre von Sofia Coppolas zart-bittersüßem Melancholiespiel «Lost in Translation» auf. In unaufdringliche Farben gehüllt, wirkt Scholz im Film tatsächlich ein bisschen verloren, aber keineswegs unsympathisch. Das Charisma Bill Murrays fehlt ihm dann allerdings. Und das Versprechen «Scholz packt das an» passt nicht so recht zur noblen Zurückhaltung.

Wes-Anderson-Chic — Die von allen anderen Parteien verhasste AfD, immerhin drittstärkste Kraft im Land, wagt den Slogan «Deutschland. Aber normal». Das Normale sei heute etwas ganz Besonderes, teilen die Polit-Werber den Zuschauern mit. Optisch ist der Spot irgendwo zwischen staubig und avantgardistisch gehalten; fast scheint es so, als habe man sich beim Meister dieses Fachs, Wes Anderson, und seinen «Royal Tenenbaums» bedient – schrulliger Grossvater inklusive.

Larson-Multikulti — Die kleinste Partei im Bundestag, Bündnis 90/Die Grünen und ihre bisher glücklose Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock gingen mit einem eingängigen Musikvideo voller Sozialkitsch ins Wahlrennen: «Ein schöner Land» heisst es und ist textlich auch sonst nicht besonders geglückt. «Ohne Fax geht so viel mehr, Bildung und Löhne endlich fair», reimt es aus den Mündern der auserlesenen Multikulti-Sängertruppe. Dem weissbärtigen Grossvater wird im Spot, der in seinen besten Momenten einen Hauch von Jonathan Larsons berühmtem Musical «Rent» verströmt, allerdings auch hier, nicht nur im AfD-Video, gehuldigt.



## Jazz

### Me, Myself and I

Peter Rüedi

Nils Landgren Solo: Nature Boy. ACT 9938-2

Es gibt kaum ein Instrument, das der menschlichen Stimme so nah ist wie das mächtigste und, entsprechend eingesetzt, gewalttätigste aller Blechhörner. Sein krachender Einsatz im alten Jazz (unvergessen Kid Ory, der Meister aller Klassen auf der sogenannten *tailgate trombone*) beschwor noch seine biblischen Vorgänger, die Posaunen von Jericho.

Daneben aber offenbarte das Instrument eine andere Seele, wenn einer die nur zu wecken verstand: eine sangbare, weiche, serene Seite. Posaunisten waren immer kongeniale Partner von Sängerinnen (unvergessen Urbie Green auf Billie Holidays Spätwerk «I'm a Fool to Want You»). Wenig erstaunlich, dass Posaunisten zuweilen in Personalunion auch Sänger waren, als einer der Ersten Louis Armstrongs butterweich glissandierender Partner Jack Teagarden.

In diese Linie gehört auch einer der herausragendsten Posaunisten der Gegenwart, der Schwede Nils Landgren, 65. Er pflegt mit seiner Funk Unit die Kunst der linken Geraden, sozusagen, aber er ist eben auch ein Sänger und als solcher ein Liebhaber von Balladen und Volksliedern.

Jetzt ist er das für einen Posaunisten letztmögliche Wagnis eingegangen und hat in einer Kirche nahe seinem Wohnort ein ganzes Album aufgenommen, vierzehn Standards und Kultstücke schwedischer Folklore, ausschliesslich er und seine Posaune solo.

Mit den ersten Tönen glaubte ich ein Alphorn zu hören, dann wächst es im Hallraum der schwedischen Kirche ins Hymnische. Im Titelsong «Nature Boy», einem bewegenden Klassiker aus Nat King Coles vierziger Jahren, bricht der Klang in den hohen Lagen in den Sehnsuchtsüberhang eines Waldhorns oder *French horn*.

Aber in welchen Bereichen ihrer Möglichkeiten immer: Landgrens Posaune ist sich selbst genug. Und die (durchwegs kurz gehaltenen) Songs sind das auch (darunter zwei von Duke Ellington, einer davon, versteht sich, der Titel «Solitude») – das seinerzeit schon von Stan Getz entdeckte schwedische Folklore-Kultstück «Värmlandsvisan» oder das deutsche Lied «Der Mond ist aufgegangen».

Will sagen: Landgren, der auf seinem Instrument alles kann, verzichtet auf improvisatorische Extravaganzen. Er singt (wenn auch ausschliesslich auf seinem Instrument). *He sings the song*. Das ist vielleicht nur bedingt «Jazz». Aber es ist hinreissend und herzausreissend.